

Ich liebe ihn, weil er weiss, was ich liebe

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **52 (1977)**

Heft 12

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-104736>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dies las ich in einem Inserat in einer Illustrierten, in dem Reklame für kostbaren Schmuck gemacht wurde. Ich dachte darüber nach und wurde mir rätig, dass daran etwas Wahres ist, wobei es sich nicht um teure Brillantringe und auch nicht ausschliesslich um den Ehegatten zu handeln braucht. Wer von uns bekommt denn schon einen mit Brillanten besetzten Ring zu Weihnachten? Ein solches Geschenk dürfte Ausnahmecharakter haben, wenn es überhaupt je erfolgt; die Verhältnisse sind nicht überall so, dass derartige Geschenke möglich sind. Auch glaube ich nicht, dass das Glück auf dieser Erde vom Besitz teuren Schmuckes abhängig ist, obschon Frauen im allgemeinen bei gewissen Anlässen gerne Schmuck tragen. Es müssen ja nicht unbedingt Brillanten sein. Mein Gatte hat mir einmal einen Silberring mit einem Lapislazuli geschenkt, der bestimmt nicht viel gekostet hat. Trotzdem hatte ich sehr Freude an ihm. Ich schätzte die Aufmerksamkeit, die er bei der Wahl des Geschenkes bekundet hatte. Blau ist meine Lieblingsfarbe und er hatte das in Betracht gezogen. Man freut sich, wenn man merkt, dass der Geber es sich überlegt hat, was die zu beschenkende Person mag. Insofern fördern passende Geschenke die Gefühle der Zuneigung für den Spender oder die Spenderin.

Vor Jahren hörte ich an einem Sonntagmorgen einen Vortrag im Radio über Balthasar Gracian. Er war ein spanischer Jesuit, der im 17. Jahrhundert gelebt hat. Was er an Regeln der Lebensklugheit niedergeschrieben hat, faszinierte mich. Sie gelten nämlich immer noch. Ich erzählte einer guten Bekannten, die ich zum Nachtessen in der Stadt getroffen hatte, davon. Zwei Tage später brachte mir der «Pöschtel» ein Päckli, in dem das Bändchen von Gracian war. Sie hatte ein Antiquariat aufgesucht und es dort aufgestöbert. Ich freute mich riesig darüber und bedankte mich herzlich dafür. Gekostet hat es sicher wenig, aber es war die Geste und ihre Aufmerksamkeit, die mich freuten. Ein andermal berichtete ich ihr, ich sei mit meinem Gatten in einem Kleintheater gewesen, in dem Bänkelsänger mit Moritaten aufgewartet hätten und es sei ein köstlicher Abend gewesen. Kurze Zeit danach überreichte sie mir ein Taschenbuch mit Moritaten, was mich direkt rührte. Es sind stets kleine Geschenke, die sie mir macht. Grosse würden nicht unserer Beziehung entsprechen, aber ihre Gaben

zeugen von Feinsinnigkeit und Zuneigung. An Weihnachten schenkt sie mir nie etwas, und sie hat recht damit. Es könnte eine Gewohnheit und Pflicht daraus werden, was sie nicht will. Pflicht hat einen Beigeschmack von müssen. Ihre kleinen Geschenke erfolgen spontan. Gerade diese Spontaneität ist entzückend, und es kann nicht verwundern, dass ich ihr sehr zugetan bin und mich immer freue, wenn sie sich bei mir meldet.

Eine andere gute Bekannte schenkte mir zu Weihnachten ein Heft, in das sie Gedichte von Fridolin Tschudi geklebt hatte. Sie hatte sie aus einer Wochenzeitschrift ausgeschnitten und für mich gesammelt. Ich war hocheifrig. Tschudi war ein gescheiter, gemüt- und humorvoller Mann, dessen Gedichte ich liebe. Woher sie das wusste, entzieht sich meiner Kenntnis. Entweder schoss sie das Vögeli zufällig herunter, oder ich hatte irgendwann eine Bemerkung fallenlassen. Wir beschenken uns regelmässig an Weihnachten, aber nur mit Kleinigkeiten, die besagen sollen, dass wir einander nicht vergessen haben.

Nicht jedermann beherrscht die Kunst des Schenkens. Mein Vater, der ein fürsorglicher Mann war, hatte, wie er mir sagte, mit dem Schenken wenig Glück. Weder meiner Mutter, noch nach deren Tod seiner zweiten Frau, vermochte er es zu «preichen». Aus dem Grund ging er dazu über, ihnen Geld zu geben, und damit kauften sie sich das, was ihnen gefiel. Das war klug von ihm. Deplizierte Geschenke verursachen Enttäuschungen, was zu Verstimmungen führen kann. Wir sind nicht alle fähig dazu, Freude zu heucheln, wenn wir keine empfinden.

In späteren Jahren ist auch mein Mann dazu übergegangen, mich zu fragen, was ich mir wünsche. Entweder kaufte er mir das Gewünschte, oder er gab mir ebenfalls Geld, so dass ich selber auswählen konnte, was mir passte. Mit Überraschungen ist es so eine Sache. In der Presse wird nach dem Christfest über die Umtauscherei gespottet. Wäre man ein wenig vernünftiger, müsste weniger umgetauscht werden.

Einer meiner Neffen schenkte seiner Mutter einen schönen Unterrock, den seine Frau für sie ausgewählt hatte. Ein Unterrock ist ein gutes Geschenk für eine Frau. Da aber die alte Frau ihre Schwiegertochter hasst, lehnte sie es ab. Sie behauptete, sie könne Nylon nicht vertragen. Erst als sie im Geschäft ver-

nahm, wieviel er gekostet hatte, behielt sie ihn und konnte plötzlich Nylon vertragen. Ein andermal schenkte er ihr auf ihren Wunsch eine Wiedergabe der Zauberflöte auf Schallplatten. Zwar ist sie so unmusikalisch wie ein Scheit Holz und will damit bloss mit ihrer Musikalität bei ihrer Umgebung auftrumpfen. Beim nächsten Besuch warf sie ihm vor, Iwan Rebhoff singe nicht in der Aufnahme. Ihr Sohn konnte ihr schwarz auf weiss beweisen, dass er sang. Warum hat sie nicht vorher geschaut, bevor sie mit Vorwürfen herausrückte? Jedes Jahr hat er an Weihnachten ein «Gestürme» mit ihr. Er ist jedes Mal froh, wenn er das hohe Fest hinter sich hat. Mit seiner Familie darf sie nicht mehr feiern, weil sie es sich nicht verklemmen kann, ihrer Schwiegertochter unverschämte vorbeizukommen. Dafür stattet er ihr am 25. Dezember mit seinen beiden Töchtern einen längeren Besuch ab, so dass sie nicht völlig allein ist.

Unlängst unterhielt ich mich mit einer Freundin über Weihnachten und das Schenken. Nebenbei erwähnt, hasst sie dieses Fest, weil die ganze Sippe in der elterlichen Wohnung aufkreuzt und dort übernachtet. Sie hatte gehofft, dass man nach dem Hinschied des Vaters abwechseln würde und sie nicht jedes Jahr diese schwere Last zu tragen haben würde. Ihr Hoffen war umsonst. Für ihre beiden Halbschwestern ist es die bequemste Lösung. Ergo muss sie die Verpflegung für sechs Personen nach Hause schleppen. Das oberflächliche Gerede, wie es etwa bei Familienzusammenkünften abgehalten wird, weil man sich eigentlich nichts von Belang zu sagen hat, und das «Genuche» in der Wohnung machen sie fixfertig. Sie seufzt deshalb schon lange vorher und atmet auf, wenn der Schwarm wieder abzieht. Ruhe und Besinnlichkeit über die Festtage? Null. Was das Schenken anbetrifft, hat sie den Eindruck, sie müsse finanziell zuviel aufwenden. Und erst noch wird sie das unbehagliche Gefühl nicht los, ihre Stiefmutter würde lieber mehr nehmen. Die alte Frau reist gerne, weshalb ihr meine Freundin Reisemarken schenkt, und so, wie ich sie kenne, für mindestens hundert Franken. Meiner Meinung nach genügt das. Dann muss noch die Sippe beschenkt werden. Von einem Tausch von Geschenken kann keine Rede sein. Sie gibt stets mehr, als sie zurückempfängt.

Man benötigt kein spezielles Einfühlungsvermögen, um zu spüren, wie heikel und unerfreulich familiäre Situationen

an Weihnachten sein können. Ich habe ähnliches mit einem Teil unserer Sippe noch und noch erlebt, die vor dem Christfest Forderungen stellte, die ich nur widerwillig erfüllte. Innerlich zähneknirschend musste ich um des familiären Friedens willen nachgeben, um nachher in das bewusste Januarloch zu rutschen. Ich mache gerne Geschenke, aber nicht unter Zwang. Dass die Sorte Leute, die probieren, anlässlich der Geburt Christi im Stalle zu Bethlehem mehr von den anderen herauszupressen, als ihnen zusteht, auf die Länge nicht geliebt werden, liegt auf der Hand. So weit können sie meistens jedoch gar nicht denken. Sie sind zu egoistisch und gefühlsmässig zu plump dazu. All diese Säckelchen und Sachen bringen es mit sich, dass viele Menschen Weihnachten mit gemischten Gefühlen entgegensehen.

Die Epoche des Bildes

Eine Erhebung bei mehreren Tageszeitungen über die darin vorhandene Anzahl an Bildern hat einen Monatsdurchschnitt von 541 ergeben. In den Wochen Ausgaben grosser illustrierter Zeitungen kann man aber allein schon in einer einzigen Nummer weit über 300 Reproduktionen von Photographien und Zeichnungen antreffen. Demgegenüber bot noch um 1850 eine Ausgabe der «Berliner Illustrierten Zeitung» dem Leser nur etwa 15 Bilder.

Die steigende Flut an Illustrationen erfasst heute nebst der Presse alles, was sich irgendwie erfassen lässt: Prospekte, Kataloge, Plakate, Verpackungen, Buchtitel und andere Druckerzeugnisse. Ganz vom Bild leben Television und Film. So wird in optischer Aufmachung Propaganda, Information, Aufklärung und Unterhaltung betrieben, und das in einem Umfang und mit einer Eindringlichkeit, dass man wohl von einer neuen Weltorientierung mittels des Bildes sprechen kann.

Die Menschen früherer Zeit sahen in ihrem ganzen Leben nur eine beschränkte Anzahl Bilder. Etwa einige in ihrem

Heim, dann in der Kirche, in Rathhäusern oder andern öffentlichen Gebäuden. Das war nicht verwunderlich, denn die Zahl derer, die zu bildlichen Darstellungen befähigt waren, hielt sich in bescheidenem Rahmen. Es gab auch wenig Ausbildungsmöglichkeiten für zeichnerische Talente. Zudem war die Vervielfältigung eines Bildes lange Zeit auf die manuelle Kopie angewiesen, und so konnte keine weite Verbreitung stattfinden. Die Menschen ermangelten dadurch der Anregungen, die von Bildern ausgehen können.

Eine Änderung dieser Situation stellte sich ein mit dem Aufkommen von Holzschnitten und Kupferstichen und der Erfindung der Buchdruckerkunst. Damit ergab sich die Möglichkeit der Reproduktion und Vervielfältigung bildlicher Darstellungen. Aber diese Entwicklung vermochte dem Bild noch nicht zu einem entscheidenden Durchbruch in eine neue Epoche zu verhelfen; das sollte der Photographie vorbehalten bleiben. Ihr Start um 1839 versetzte die damaligen Zeitgenossen des Erfinders Daguerre in eine eigentliche Faszination. Der Astronom Herschel rief damals beim Anblick eines solchen Bildes aus der sogenannten Camera obscura: «Hier sehen wir wahrhaftig Wunder!» Auch der Philosoph Schopenhauer lobte die Erfindung als scharfsinnig und bewundernswert. Und der spätere Papst Leo XIII. hat das photographische Bild sogar in Versen besungen.

Zur Anfangszeit waren es also die Gebildeten, welche die Veränderungen im Geistesleben durch die Erfindung der Photographie sogleich erkannten und stürmisch begrüsst. Heute sind es in der westlichen Welt gerade die Intellektuellen, die dem Bild gegenüber eher eine gewisse Reserve einhalten. Dies hauptsächlich aus zwei Gründen: Einmal wissen sie, dass durch die raffinierte Aufnahmetechnik nicht alle Photos unbedingt naturgetreue Wiedergaben zeigen müssen. Verzerrungen durch ungewohnt angesetzte Perspektiven, durch Weglassungen und gänzliche Veränderungen des Tatsächlichen mittelst der Photomontage können die Bilder ihres Wahrheitsgehaltes berauben. Zum anderen fällt ins Gewicht, dass Bilder, in allzu

grosser Zahl geboten, auf das Denken des Menschen ungünstig einwirkt. Er fällt von gedanklicher Aktivität in einen Zustand passiven Schauens. Und wo das Bild bei jeglicher Information dominiert, verleitet es zur Oberflächlichkeit, so dass das Wesentliche der Dinge übersehen wird. Man erkennt vielleicht noch das, was man von einer dargestellten Sache als Vorstellung im Kopf hat; eine weitere Bereicherung der Kenntnisse darüber bleibt aber aus. Das lässt sich ändern, wenn man beigefügten Beschreibungen oder Kommentaren Beachtung schenkt.

Am vollwertigsten aber wird eine Orientierung dann, wenn man den Dingen in natura begegnen kann. Das gibt Gelegenheit, sie allseitig zu besehen, sie zu befühlen, zu riechen, ihre eventuellen Funktionen zu erproben. So können wir uns ein sicheres Urteil bilden. Bleibt man aber allein auf Bilder mit wenig eingehendem Text angewiesen, ist eine Meinungsbildung mit Vorbehalten wohl am Platz.

Nebst Photographien kommen heute in Büchern, Zeitschriften und andern Druckerzeugnissen auch viele Graphiken und Malereien zur Wiedergabe. Als geistige Produkte verlangen sie von uns auch eine innere Stellungnahme. Ja, sie fordern eine solche geradezu heraus, denn das neuzeitliche künstlerische Schaffen tritt mit Ungewohntem an uns heran. Es hat sich weitgehend von allem Überkommenen losgelöst und einen fast unbegrenzten Spielraum für die Phantasie geschaffen. Der Künstler waltet darin hauptsächlich mit dem Mittel des Wechsels und der aussergewöhnlichen Einfälle. Er schafft Neues, unbekümmert darum, ob es als schön oder hässlich empfunden wird. Was bei vielen nur noch zählt, ist das Niedagewesene.

Wer bildsüchtig geworden ist, der schmunzelt vielleicht über das Resultat einer solchen Arbeitsweise. Dass es sich dabei nur noch um einen optischen Verschleiss handelt, realisiert er nicht mehr. Er ist bei dem unablässigen Konsum an Illustrationen aller Art geistiger Lässigkeit verfallen und zieht daher wenig oder zweifelhaften Gewinn aus den Vorteilen, die im übrigen unsere Epoche des Bildes bietet.

E. R.

WIR WÜNSCHEN UNSEREN LESERN, INSERENTEN UND MITARBEITERN

FROHE FESTTAGE

VERLAG UND REDAKTION «DAS WOHNEN»